

Über Stephanus und Paulus

JOHANNES LENZ: **Stephanus und Paulus, Erzmärtyrer und Völkerapostel**, Verlag Urachhaus, Stuttgart 2008, 57 Seiten, 14 EUR.

Das Wirken des Apostel Paulus ist unauslöschlich mit dem Schicksal des ersten christlichen Märtyrers Stephanus verbunden. Jener war zusammen mit sechs weiteren Männern als Diakon von den 12 Aposteln zu ihrer Unterstützung erwählt worden, um in der wachsenden christlichen Gemeinde von Jerusalem vor allem Aufgaben im sozialen und karitativen Bereich zu übernehmen. Stephanus »voll Glaubenskraft und heiligem Geist« vollbringt Zeichentaten, an denen manche Menschen geistig-übersinnliche Qualitäten erspüren. Aber seine Gegenspieler aus der Synagoge, die ihm spirituell nicht gewachsen sind, klagen ihn mit falschen Zeugen vor dem Hohen Rat (Synedrium) an. Bei seiner Verteidigungsrede beweist Stephanus seine Vertrautheit mit der Geschichte seines Volkes, seine Weisheit und seine Kenntnis der Engelreiche. Ja, er klagt seinerseits das Synedrium für seine Geistblindheit gegenüber dem bereits erschienenen Messias an. Während der Rede bekennt er: »Siehe, ich schaue die Himmel aufgetan und den Gottessohn zur Rechten Gottes stehen« (Apg. 7,56). Wegen dieser »Gotteslästerung« wird er zur Steinigung vor den Stadttoren verurteilt.

Johannes Lenz knüpft an diese Darstellung die Idee, dass im Tode des Stephanus zum ersten Mal der vierstufige christliche Kultus sichtbar wird: 1. Verkündigung – Evangelium, 2. Steinigung – Opfer, 3. innere Wandlung – die Öffnung des Himmels für sein Bewusstsein, 4. Gebet um Aufnahme seines Geistes – Kommunionsbitte verbunden mit der Bitte im Todesaugenblick um Vergebung für die Peiniger (Friedensgruß). Bei der Steinigung des ersten mutigen Christusbekenners und Märtyrers hören wir das erste Mal von Saulus, der die Kleider der Steiniger bewacht. Saulus erfährt, dass der Himmel, die geistige Welt, sich vor der Seele eines Menschen öffnen kann. Er hört, dass der Messias schon erschienen und in den geistigen Welten

da ist und Menschen erlebbar wird. Auch wenn dieses Erleben ihn zunächst nur zu weiterem Fanatismus in seiner Christenverfolgung veranlasst, wird es zu einer Vorbereitung seines Damaskus-Erlebnisses.

Johannes Lenz legt als einen Zentralgedanken erhellend dar, wie der Geist des durch den Tod gegangenen Stephanus fortan den Schicksalsweg des Paulus begleitet. Dieser Gesichtspunkt wurde bisher in der Theologie kaum beachtet. Auch die in Lystra erlittene Steinigung des Paulus, die er durch Gnade überlebt, verdichtet die geistige Nähe zu Stephanus. Paulus hört immer wieder die Stimme des Heiligen Geistes und des Auferstandenen. Er wird zum Esoteriker und Mystiker des Christentums und erschließt in Athen dem in Eleusis eingeweihten Dionysios Areopagita die Lehre von den neunfachen Engelhierarchien.

Johannes Lenz kommt zu der Erkenntnis (der ich mich anschließen kann), dass die fast jedes menschliche Maß sprengende Tatkraft des Völkerapostels Paulus ohne die begleitende Hilfe des Stephanus aus der geistigen Welt kaum denkbar gewesen wäre. Auf der anderen Seite betont er die Aussage von Albert Schweitzer (1875-1965), der Paulus als den »Schutzheiligen des Denkens« bezeichnet hat. Denken und Glauben sind nach Lenz bei Paulus keine Gegensätze, sondern eine sich ergänzende Antinomie. Damit knüpft das Büchlein in schöner Weise an Gedanken in *Die Taten der Apostel* (Johannes Lenz) und *Paulus – ein Erwecker der Gotteserkenntnis im Urchristentum* (Johannes Lauten in: *Kultus und Erkenntnis*, beide Verlag Urachhaus) an.

Dem sehr lesenswerten Büchlein sind acht aussagekräftige Farabbildungen, darunter zwei besonders interessante Bilder Raffaels beigegeben: *Steinigung des Stephanus* und *Predigt des Paulus auf dem Areopag* mit den entsprechenden Bildbetrachtungen sowie einige Legenden zu Stephanus-Reliquien nach Augustinus aus seinem Hauptwerk *Über den Gottesstaat* (De civitate Dei).

Barbara Meffert

Shakespeare oder nicht?

RICHARD RAMSBOTHAM: **Jacob I. (1566-1625) – Inspirator von Shakespeare und Bacon.** Ein Beitrag zur Autorschaftsdebatte um Shakespeare, Perseus Verlag, Basel 2008, 194 Seiten, 16 EUR (eine Übersetzung von **Who wrote Bacon?**, erschienen 2004 in London).

Richard Ramsbotham, ein englischer Autor, der auch im Theater tätig ist, widmet sich in seinem Buch *Jakob I. (1566-1625) – Inspirator von Shakespeare und Bacon* der Autorschaftsdebatte um William Shakespeare. Dass Shakespeare (1564-1616) die unter seinem Namen bekannten Werke selbst geschrieben hat, wird seit dem 18. Jahrhundert und besonders in letzter Zeit immer wieder angezweifelt. Vor allem im anglikanischen Raum rangiert der englische Philosoph Francis Bacon (1561-1626) an oberster Stelle als mutmaßlicher Autor der Shakespeareschen Dichtungen.

In scharfem Gegensatz dazu stehen die Ausführungen Rudolf Steiners, der im »Schauspieler Shakespeare« auch den *Dichter* Shakespeare erkannte, weil dessen Dramen »so sehr vom schauspielerischen Standpunkt aus gedacht sind«. Darüber hinaus lässt Steiners Charakterisierung Bacons, den er als »Begründer des materialistischen Denkens für die neuere Zeit« bezeichnet, keinen Zweifel daran, dass Bacon unmöglich der Verfasser Shakespearescher Dramen gewesen sein kann. Allerdings erwähnt Steiner eine damals lebende »Initiiertenpersönlichkeit«, die sowohl Shakespeare als auch Bacon *inspiriert* habe. Dieselbe Persönlichkeit konnte aufgrund einer tiefen Verbindung zur mitteleuropäischen Kultur auch Jakob Böhme und Jakobus Balde inspirieren.

Die Frage, wen Rudolf Steiner mit jenem Inspirator meinte, beantwortet Ramsbotham mit Steiners eigenen Hinweisen. Diese sind – in ihrer *Gesamtheit* betrachtet – unmissverständlich: Steiner meinte niemand anderen als Jakob I. von England, einen bereits zu Lebzeiten umstrittenen Regenten, der indes auch als Gelehrter und Vater der *King James Bible* bekannt ist. Auf die Gefahr, diese bedeutende Persönlich-

keit einseitig zu beurteilen und infolgedessen zu erkennen, macht Rudolf Steiner wiederholt aufmerksam. In Jakob I. habe eine »Initiierten-Seele ganz außerordentlicher Art« gelebt. Gerade die schwer fassbare, zwillingshafte Natur dieses Königs vermochte es, so unterschiedliche Geister wie Shakespeare und Bacon, zu denen er lebhafte Kontakte pflegte, geistig zu fördern.

Durch seine differenzierten Nachforschungen löst Ramsbotham ein Rätsel, welches außer Friedrich Hiebel bisher niemand durchschaut hat. Andere Autoren, die nur *einzelne* Aussagen Rudolf Steiners bezüglich einer Inspirations-»Quelle« Shakespeares berücksichtigten, bezogen diese vorschnell auf Christian Rosenkreutz. Dieser kann aber, wie Ramsbotham erläutert, nicht die »im Iridischen repräsentierte Quelle« gewesen sein, von der Rudolf Steiner spricht. Ein rosenkreuzerischer Einfluss war zwar vorhanden, aber nur insofern, als Jakob I. für das (aus Mitteleuropa kommende) Rosenkreuzertum sehr aufgeschlossen war. Zugleich war er aber auch dem Freimaurertum verpflichtet, wodurch sich sein Einfluss auf Bacon erklärt.

In wohltemperierter Art entwickelt Ramsbotham seine Gedanken und räumt mit einigen unhaltbaren Spekulationen auf. Er untermauert zudem Steiners Angaben durch eine Fülle literarischer und historischer Belege und verdeutlicht, wie durch Jakob I. verschiedene geistige Impulse hindurchwirken konnten. Besonders erhellend sind die Parallelen des britischen Monarchen zu König Salomo, die Ramsbotham herausarbeitet. Das Widersprüchliche und Doppelgesichtige Jakobs I., den Rudolf Steiner einmal als »Konservator« einer alten Priesterschaft und ein andermal als »Erneuerer« der Bruderschaften schildert, findet hier seine Auflösung. Ramsbothams Buch ist trotz der Komplexität des Themas sehr verständlich geschrieben. Ergänzt wurde die deutsche Ausgabe durch ein Nachwort, in welchem der Verfasser auf die Reaktionen eingeht, die auf die englische Erstausgabe gefolgt waren.

Wer glaubt, die Diskussion um Urheberschaft und Inspirationsquelle Shakespeares sei nur für Shakespeare-Spezialisten von Belang, irrt sich. Hinter dieser Debatte steht in Wirklich-

keit ein Geisteskampf großen Ausmaßes. Ramsbotham beleuchtet in seinem Buch die – vorwiegend angloamerikanischen – Bestrebungen, Shakespeares Werk ebenso wie die Rosenkreuzerbewegung aus der materialistisch ausgerichteten Strömung Bacons entspringen zu lassen und damit deren Verschiedenheit zu tilgen. Jakobs Brückenfunktion bestand aber gerade darin, sowohl Bacon als auch Shakespeare als zwei in ihrer *Unterschiedlichkeit* äußerst wichtige Kulturbringer zu fördern. Da ersterer mehr die westliche und letzterer mehr die mitteleuropäische Spiritualität repräsentierte, ist die Frage nach der gegenseitigen Befruchtung dieser Strömungen, wie sie Jakob I. anstrehte, auch heute noch höchst aktuell.

Claudia Törpel

Goethes Harzreisen

BERND WOLFF: **Winterströme, Goethes erste Harzreise**, 380 Seiten (Neuausgabe); **Im Labyrinth der Täler. Goethes zweite Harzreise**, 363 Seiten; **Die Würde der Steine. Goethes dritte Harzreise**, 407 Seiten, Pforte Verlag, Dornach 2008, einzeln je 24 EUR, alle drei zusammen 59 EUR.

Inzwischen ist auch der dritte Band über Goethes Harzreisen erschienen. Er trägt den Titel *Die Würde der Steine* und rundet die beiden zuvor erschienenen Bände *Winterströme* und *Im Labyrinth der Täler* zu einer Romantrilogie ab. Goethes Erkenntnisdrang galt den Ursprüngen, dem einfachen Anfang, dem Urbild. Intuitiv empfand er in den Erscheinungen der Natur, »wie alles sich zum Ganzen webt«. Vor allem der Harz mit seiner sagenumwobenen Landschaft und dem Urgestein Granit haben das Lebenswerk des Dichters nachhaltig geprägt. Goethe war achtundzwanzig, als er zu seiner ersten Expedition in den Harz aufbrach. Sieben Jahre später, während seiner dritten Harzreise, offenbaren sich ihm Zusammenhänge im künstlerischen Dialog mit der Natur. Die Trilogie von Bernd Wolff beschreibt somit einen biographischen Zeitraum, der Goethes Leben

und vor allem seinen schöpferischen Prozess wesentlich geprägt hat: das fünfte Jahrsiebt. In der Steigerung sinnlicher Wahrnehmung erlebt Goethe das Elementare, das Göttliche in sich. Er nimmt Farbe und Gegenfarbe an den Gezeiten des Mondes wahr. Forschung und Dichtung gehen ineinander über. Von nun wird Goethe Erkenntnisse nicht mehr logisch sondern dichterisch darstellen.

Der Schriftsteller Bernd Wolff, 1939 im Harz geboren und als Sohn eines Försters dort aufgewachsen, war bis zu seiner Pensionierung als Deutschlehrer und Kunsterzieher an einem Gymnasium tätig. Neben zahlreichen Bildbänden und Sagen über den Harz hat er auch Gedicht-Bände und Kinderbücher veröffentlicht. Seine Sprache ist geprägt von der rauen Landschaft und den Menschen seiner Heimat. So kann er mit wenigen Worten eine Gestalt zaubern, Stimmungen heraufbeschwören, Prosa in Poesie verwandeln. Er lässt den Leser mitempfinden, wie Goethes Denken sich in der Naturanschauung zu einer künstlerischen Wahrnehmung steigert, die zwischen Geist und Materie vermittelt.

Im ersten Teil der Trilogie, *Winterströme*, erleben wir Goethe an einem existentiellen Wendepunkt. Er ist achtundzwanzig Jahre alt und auf der Suche nach dem ureigenen Weg. Goethe trauert um die verstorbene Schwester Cornelia, um die »Spinnfäden unbeschwerter Jugendzeit«. Seit zwei Jahren lebt der Dichter in Weimar, hat als Verwaltungsbeamter mit dem Bergbau in Ilmenau zu tun. Er misstraut seinen Kräften und sieht kein Land mehr, hinterfragt sogar seine Liebe zu Charlotte von Stein: »Lieb ich in ihr nur mich selbst?« Vergangenes und Künftiges ringen in seiner Seele. Und so macht er sich im November 1777 bei Nacht und Nebel und unter fremdem Namen auf den Weg, nennt sich fortan Weber, will die Fäden seines Schicksals noch einmal neu weben. Sein Ziel ist der Harz. Dort kommt er in Berührung mit bodenständigen Menschen, urwüchsiger Natur, aber auch mit sozialer Ungerechtigkeit und Armut. Goethe lernt das Einfache und Ursprüngliche wieder schätzen.

Der Harz offenbart dem Dichter nach und nach

seine Geheimnisse. Mit allen Sinnen erlebt Goethe die Nähe des Granits, bewundert die Moränenrorte, das Farbenspiel am Himmel. Worte steigen auf. Unmerklich geht die Wirklichkeit in Poesie über. Erste Zeilen des Gedichts *Harzreise im Winter* kündigen sich an.

Ein Bergmann führt den Dichter in die Tiefen des uralten Gesteins. Goethe besichtigt Gruben, um sich Anregungen für seine neuen Aufgaben in Ilmenau zu holen. In der stillen Finsternis tauchen Erinnerungen an die Kindheit, an den frühen Tod der Schwester und an die Frauen in seinem Leben auf. Ein unterirdischer See zieht ihn in seinen Bann. Goethe ahnt dessen Abgrund und Tiefe: »Hier bin ich am Ursprung. Hier nimmt alles seinen Anfang.«

Meisterhaft versteht es Bernd Wolff, die vom Granit und dessen Individualisierungskraft geprägte Landschaft durch Goethes Wahrnehmung sprechen zu lassen. »Da, im Betrachten der Gesteine, sind wir ganz am Ursprung unserer Welt, da halten wir die Fäden der Wahrheit ... Aus ihnen erklärt sich die Herkunft der Welt. Allein die vielen Arten von Granit, die es gibt! Ein Gestein, über das du sonst gleichgültig dahingehst, und ist doch ein Grund, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht ... Ich fühle die ersten festesten Anfänge unseres Daseins ... Geheimnisvoll offenbar.«

Nach der tiefsten Tiefe besteigt Goethe in Begleitung eines Försters den Brocken. Der Aufstieg im Winter ist voller Gefahren. Auf dem Weg zum Gipfel steigen wieder Worte auf, die sich zum Gedicht *Harzreise im Winter* formen. Über den Wolken spürt Goethe die innere Wandlung, die sich in ihm vollzogen hat. Er sieht alles in einem anderen Licht.

Sechs Jahre später zieht es Goethe abermals in den Harz. Inzwischen ist er Geheimrat und Inhaber aller wichtigen Ämter in Weimar. Nach dem Gipfel-Erlebnis seiner ersten Harzreise, fühlt er sich nun während seiner zweiten Harzreise verloren. *Im Labyrinth der Täler*. Mit wenigen Worten beschreibt Wolff, diese Aufbruchsstimmung einer Dichterseele, indem er die spätherbstliche Natur in Bildern sprechen lässt: verwelktes Laub, verlassene Spinnennetze, Nebel, die Melancholie des Dichters. Aber auch in

Briefen, Gedanken und Reflexionen verklären sich Erinnerungen des Dichters aus räumlicher und zeitlicher Distanz zu Empfindungen, die Künftiges ahnen lassen. Subtile Übergänge verknüpfen sich nahtlos zu einem Geflecht und lassen den Leser miterleben, wie Unbewusstes sich zunächst in Stimmungen, Bildern und Worten offenbart, um dann als Wortgestalt ins Gedicht und damit ins Bewusstsein zu gelangen.

Auch im Beschreiben von Gesten und im Gestalten von Dialogen ist Bernd Wolff ein wahrer Meister. Seine Sprache wird musikalisch, wenn sich in Goethe Charaktere künftiger Romanfiguren wie z. B. Mignon ankündigen. Dann gehen Poesie und Wirklichkeit fließend ineinander über. Licht und Schatten werden nicht mehr als Gegensätze empfunden, sondern als Zusammenklang. – Goethe nimmt Landschaften mit allen Sinnen wahr: eine Marmormühle am Wasser, das Rauschen und den Geruch des Wassers, die uralten Schriftzeichen der Erde, den Granit und dessen »heilige Dreifaltigkeit Feldspat, Quarz und Glimmer«. Alles erhält symbolische Bedeutung und wird im *Faust* seinen Niederschlag finden. Er fühlt sich berufen, Höhen und Tiefen des Daseins zu erfahren und darüber zu schreiben. Sein Selbstbewusstsein ist durch nichts zu erschüttern. Zurück in Weimar fallen ihm Verse ein in schlafloser Nacht. In seinen Träumen aber durchstreift er noch lange die Täler des Harzes.

Im abschließenden Band *Die Würde der Steine* erleben wir Goethe in einer Schaffenskrise. Der *Wilhelm Meister* ist ins Stocken geraten. Die Worte fließen nicht mehr. Auch der Aufsatz über den Granit bleibt Stückwerk. In Ilmenau soll der Bergbau eröffnet werden. Goethe muss Arbeiter gewinnen, will aber auch seine geologischen Studien fortsetzen. Zum dritten Mal reist er in den Harz, begleitet von einem genialen Zeichner, dem Porzellanmaler Kraus.

Wieder formt sich der Aufstieg zum Brocken zu einem Gedicht. Die *Geheimnisse* klingen an. Mühelos fließen die Worte. Auf dem Gipfel des Brockens fühlt sich Goethe wie im Rausch. Brockenluft atmend, genießt er die einsame nordische Landschaft. Sie raunt ihm zu: Sei du selbst! Er genießt die Gegenwart des Malers

Kraus, dessen künstlerischer Blick das Zusammenspiel von Wirkungen, deren gemeinsame Ursache, mühe los erkennt und zu Papier bringt. »Eine Zeichnung wie ein Gebet«. – Forschung und Dichtung gehen ineinander über. War er damals vor sieben Jahren noch überwältigt von den Eindrücken, nun schweigt er. Er erlebt das Elementare, das Göttliche in sich. Farbe und Gegenfarbe offenbaren sich der erkennenden Seele. Endlich kann er sich wieder der Dichtung widmen. Sein Forscherdrang in der Natur setzt ungeahnte Schaffenskräfte frei. Im Zeichnen schärft der Dichter seine Wahrnehmung. Auf dem Gipfel genießt er die Überschau. »Anfang und Ende seiner Harzreisen klingen zusammen. Sieben Jahre! Goethe erlebt das Elementare in der Natur als Urzustand mit ganzer Seele. Erkennen der Schöpfung als Urbeginn. Alles muss bei Goethe zuerst Empfindung sein, um gestaltet werden zu können«.

Eindrucksvoll beschreibt Bernd Wolff Goethes schöpferischen Prozess, indem er Natur, Gestein und Bodenschätze wie Stimmen zum Dichter sprechen lässt, die ihm Verse diktieren aus Landschaft und Stimmung. Zurück in Weimar wird Goethe seiner inneren Unruhe und Unzufriedenheit über die vielen Staatspflichten endlich nachgeben. Er wird seine Gedichte verlegen und in den Süden ziehen. »Alles lag noch vor ihm: Florenz, Rom, Neapel ... In Italien wird Goethe zum Klassiker. Das alte Europa stirbt. Den Harz hat er noch zweimal, den Brocken nie wieder betreten. Im *Faust* aber hat er ewige Gestalt angenommen«.

Karin Haferland

Biologie der Freiheit

BERND ROSSLENBROICH: Autonomiezunahme als Modus der Makroevolution, Martina Galunder Verlag, Nümbrecht 2007 (Wissenschaftliche Schriftenreihe des Instituts für Evolutionsbiologie und Morphologie Universität Witten/Herdecke), 347 Seiten, broschiert, 49 EUR (ISBN 978-3-89909-074-1).

Auf der Titelseite spielen unbeschwert zwei Eisbären miteinander – in der unwirtlichen Umge-

bung des arktischen Eises. Dies Bild zeigt zwei- erlei: eine hohe Anpassung an den extremen Lebensraum und zugleich einen hohen Grad an Unabhängigkeit von dieser Umwelt. Insofern leuchtet es ein, wenn Bernd Rosslenbroich in der abschließenden Diskussion seiner Thesen feststellt: »Das Autonomieprinzip kann also als Teil des Adaptionsbegriffes mitgedacht werden« (S. 306; Adaption = Anpassung). Und gleich zu Beginn betont er, dass es sich bei der von ihm zu beschreibenden »Autonomiezunahme als Modus der Makroevolution« stets um eine *relative* Emanzipation des Organismus gegenüber der Umwelt handelt. Diese Ambivalenz liegt in der Natur des Lebendigen selbst begründet, ei- nen Ungleichgewichtszustand aktiv, d. h. unter Energieeinsatz, aufrecht zu erhalten. Leben ist von vornherein ein Zusammenspiel von innen wirkenden – intrinsischen – Faktoren mit den ex- trinsischen Umweltbedingungen. Schon die elementare Zellmembran hat die Doppelfunktion der Abgrenzung und des Austausches. Insofern muss die Entwicklung von Leben auf der Erde auch in stetem Wechselverhältnis zur Umwelt betrachtet werden, die ja auch ihrerseits von den Lebewesen und ihren Wirkungen geprägt wird. Beide Seiten bedingen sich gegenseitig. So ist es auch erstaunlich und nahe liegend zugleich, dass Rosslenbroich in seiner Arbeit, mit der er sich an der Universität Witten/Herdecke habilitiert hat, bei der Untersuchung der Unterschiede zwischen den höheren systematischen Kategorien (Klassen und Ordnungen) in Abhängigkeit von ihrer zeitlichen Entwick- lung nahezu durchgängig auf das Prinzip der Autonomiezunahme stößt, in morphologischer und physiologischer Hinsicht ebenso wie bei dem mit den entsprechenden Merkmalen ein- hergehenden Verhalten. Aufgrund der umfang- reichen, aber bisher nicht unter diesem Ge- sichtspunkt ausgewerteten Literatur beschreibt er die grundlegenden Unterschiede zwischen Pro- und Eukaryonten (als letztere werden alle Lebewesen mit Zellkern und Zellmembran zu- sammengefasst), die Entstehung mehrzelliger Lebewesen und die sich bei deren Entwick- lung herauskristallisierende Autonomie. Diese zeigt sich im Flüssigkeits- und Wärmehaushalt,

durch Internalisation von Funktionen und Organen, die Entwicklung des Immunsystems sowie hinsichtlich des Verhältnisses von Körpergröße und Bewegungskapazität, Encephalisation und Verhaltensflexibilität.

Beispielhaft wird der Übergang von den Einzeltieren zu den Mehrzellern an der Grünalge Volvox und ihren Verwandten dargestellt. Hieran lassen sich viele entscheidende Schritte hin zur Autonomie verfolgen: eine funktionelle Differenzierung der Zellen, Internalisation, Bildung von Grenzschichten, Reduktion der relativen Oberfläche durch Größenzunahme, Zunahme an Stoffwechselautonomie, erhöhte Beweglichkeit und damit Unabhängigkeit vom Nahrungsangebot der Umgebung.¹

Diese Entwicklungen gipfeln schließlich in der Emanzipation des Phänotyps vom Genotyp und, damit im Zusammenhang, in der zunehmenden Entkoppelung des Verhaltens von den Bindungen an die biologische Organisation. Dies beginnt mit der Verinnerlichung von Wahrnehmungsbildern, wie man sie bei der vor einem Mauseloch lauernden Katze voraussetzen muss, führt über die Fähigkeit zum freien Spiel und Lernen bis hin zur Kulturfähigkeit des Menschen, die auf Antizipation beruht. In diesem Zusammenhang ist der Hinweis auf neueste Untersuchungen interessant, die zeigen, wie die synaptischen Verbindungen im menschlichen Gehirn zeitlebens äußerst flexibel und wandelbar bleiben und dadurch das Verhalten dieses flexiblen Netzwerkes nur sehr bedingt messbar und vorhersehbar ist. Vor diesem Hintergrund erscheinen die Diskussionen einiger Neurobiologen über die Willensfreiheit »als unzeitgemäß und realitätsfern« (Neuweiler 2006, zitiert bei Rosslenbroich, S. 259).

Die Entwicklung zu mehr Autonomie verläuft nicht unbedingt linear; sie vollzieht sich in einigen Gruppen auch parallel und unabhängig voneinander. Dabei zeigt sich auch, dass spezielle Anpassungen nicht in einem Widerspruch zu dem vermuteten Trend stehen müssen (vgl. das Titelbild des Buches).

Schließlich setzt sich der Autor auch mit dem problematischen Begriff der Höherentwicklung auseinander.² Seit Darwin gehe es nicht mit,

aber auch nicht ohne diesen Begriff. Er suggeriert für viele ein von außen vorgegebenes Ziel (was natürlich nicht Gegenstand der Biologie sein kann) und ist zugleich für die Beschreibung des Vorgefundenen unentbehrlich. Rosslenbroich schlägt vor, dieses Dilemma für eine Neufassung zu nutzen – auf einer rein qualitativen Ebene, die geschilderte Verschiebung der Verhältnisse zwischen Organismus und Umwelt beschreibend. »Die Beschreibung von Trends makroevolutiver Muster und evolutiven Innovationen ist der Kern von dem, was noch heute als Höherentwicklung bezeichnet wird. Der Terminus dient dabei als Metapher für sich auf höherer taxonomischer Ebene ändernde Eigenschaften« (S. 288). Damit wird auch keine Aussage über den Grad der Anpassung bzw. der Fitheit zum Überleben getroffen; entsprechende Konnotationen seien ohnehin nur theoretischer Natur. – Man spürt, wie sich hier der Autor etwas winden muss, um sich nicht dem Verdacht einer idealistischen Theorie, der Teleologie oder gar des Intelligent Designs auszusetzen, mit dem sich heute schnell derjenige konfrontiert sieht, der die Spuren der sogenannten Synthetischen Theorie der Evolution verlässt. Diese Tatsache verhindert oft regelrecht, aus den vielen Befunden (die dieser Theorie, wie sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Ernst Mayr und Julian Huxley forciert wurde) widersprechen, die notwendigen grundlegenden Schlüsse zu ziehen.

Zu der Frage, wie es zu den dargestellten evolutiven Neuerungen gekommen ist, was die antreibenden ursächlichen Faktoren sind, enthält die vorgestellte Autonomietheorie zunächst keine Aussagen. In der abschließenden Diskussion werden einige mögliche Mechanismen angedeutet, von der Endosymbiontentheorie über die Rolle regulatorischer Gene bis hin zum horizontalen Gentransfer. Wie auch bei der Darstellung der Autonomieentwicklung selbst wird hier konsequent die Außenperspektive beibehalten. Doch entsteht durch die Beschreibung der Bedingungen und Auswirkungen intrinsischer Kräfte der Eindruck, dass die Autonomie bzw. relative Emanzipation von der Umwelt und der eigenen biologischen Orga-

nisation nicht nur das Ergebnis irgendwelcher Mechanismen sein kann, sondern dass diesem Trend selbst eine treibende Kraft immanent ist; dass die sich stufenweise inkarnierende Innerlichkeit – sozusagen als Subjekt der Autonomie – sich gewissermaßen selbst den Boden bereitet, um schließlich im Menschen, ihrer selbst bewusst, Verantwortung für Mit- und Umwelt zu übernehmen. In diesem Zusammenhang ist die von Rosslenbroich zitierte Auffassung von Ernst Mayr, wie erwähnt Mitbegründer und eingefleischter Verfechter der Synthetischen Theorie der Evolution, interessant: »Die Verhaltensumstellung ist eigentlich immer der erste Schritt. ... Man kann beinahe so weit gehen zu sagen (soweit die Tierwelt in Betracht kommt), dass jedes größere Ereignis in der Makroevolution durch eine Verhaltensumstellung verursacht worden ist. Nur haben diese Verhaltensänderungen keinen direkten Einfluss auf das Erbgut, sondern sie verursachen lediglich neue Selektionsdrücke« (S. 307).

Bei der vorgestellten Arbeit handelt es sich um ein biologisches Fachbuch, das jedoch auch dem interessierten Laien zugänglich ist, vor allem, wenn er die Leseanweisung des Autors im Vorwort befolgt. Ein Lehrer wird diesem Werk vielfältige Anregungen für einen modernen Biologieunterricht entnehmen können: die biologische Evolution als *Voraussetzung* für Freiheit, die selbst natürlich eine geistige ist.

Stephan Stockmar

1 Vgl. auch Bernd Rosslenbroich: *Die Zunahme morphologischer und physiologischer Autonomie bei den Volvocales*, in: *Tycho de Brahe Jahrbuch für Goetheanismus* 2004, S. 47-75.

2 Vgl. auch Bernd Rosslenbroich: *Gibt es eine Höherentwicklung?*, in: *DIE DREI* 3/2008, S. 39-58; siehe auch ders.: *Zur Autonomieentstehung in der Evolution – Eine Übersicht*, in: *Tycho de Brahe Jahrbuch für Goetheanismus* 2006, S. 157-200.

Dialektik der Elitisierung

JULIA FRIEDRICH: **Gestatten: Elite.** Auf den Spuren der Mächtigen von morgen. Hoffmann und Campe, Hamburg 2008, 255 Seiten, 17,95 EUR.

Die Rufe von verschiedenen Politikern, Wirtschaftsweisen und Sozialwissenschaftlern haben sich in letzter Zeit zu einem säkularen Choral vereinigt, dessen Botschaft ebenso eindringlich wie nichtssagend ist: Wir in Deutschland, so tönt es von den unterschiedlichen Kanzeln, bräuchten wieder *Eliten!* Warum? Um im Wettbewerb zu bestehen, um die Globalisierung zu überleben, um den gesellschaftlichen Fortschritt zu gewährleisten, um unseren Spitzenplatz zu behaupten, um die Zukunft zu sichern, um, um, um ...

Der Lobgesang auf diesen schillernden und diffusen Begriff, der nicht zuletzt nach dem Nationalsozialismus eher Ausdruck für Standesdünkel, Machtmisbrauch und Bevormundung als für Verantwortungsbewusstsein, Qualität und Engagement war, mag verwundern; vor allem, weil die angelaufene Revitalisierungskampagne den Facettenreichtum dieses Begriffs meist missachtet. Ohne zu fragen, wer oder was Elite denn überhaupt sei, wird sie in einer monotonen Phrasenschlacht eingefordert, verbunden mit hehren Wünschen und rosigen Zukunftsvorstellungen. Längst ist es auch nicht mehr nur bei der Forderung geblieben, sondern die Umsetzung ist bereits in vollem Gange: Kindergärten, Schulen, Internate, Universitäten, alles gibt es neuerdings auch im Elite-Format.

Aber wer oder was ist denn nun Elite? Was steckt hinter diesem Begriff und wer kann sich dahinter verstecken? Was meinen diejenigen, die ihn benutzen? Diesen Fragen widmete sich die junge Journalistin Julia Friedrichs, indem sie die Wege derer recherchierte, die von sich selbst behaupten, Elite zu sein, zu werden oder die Eliten von morgen auszubilden.

Friedrichs' Nachforschungen beginnen kurz vor Ende ihres Journalistik-Studiums im Sommer 2005, als sie sich zwecks verdeckter Recherche bei der Unternehmensberatung McKinsey, dem Primus der Branche, bewirbt. McKinsey

zählt zu den Mächtigsten der Wirtschaftswelt und verspricht, nur die besten, fähigsten und klügsten Köpfe zu rekrutieren. Bei McKinsey will Friedrichs das harte Auswahlverfahren inspizieren, um zu sehen, wie man denn nun genau zur dortigen Elite auserkoren wird. Letztlich endet der Bewerbungsmarathon für sie mit einem Jobangebot als Beraterin, bei 67.000 Euro Einstiegsgehalt plus Dienstwagen – und einer Absage ihrerseits.¹

So sehr das Geld auch lockt, Friedrichs entscheidet sich, nicht zu der ihr so fremden Welt überzulaufen, sondern diese zu reflektieren und zu befragen – als Journalistin. Mit dieser Motivation besucht sie die Kaderschmieden der selbsternannten Elite, wobei sie für ihre Recherchen stets auch das persönliche Gespräch mit den dortigen Menschen sucht. Friedrichs redet mit Studenten von Business-Schools, Rektoren von Privatinternaten, Leitern von Luxus-Kindergärten und ausgewählten Top-Stipendiaten und schnell konturiert sich ein grobes Bild: Wer heute zur Elite zählen will, der gehört meist einer kleinen, aus dem normalen sozialen Zusammenhang separierten Gruppe Privilegierter an, deren Privilegien sich eher durch den Geldbeutel als durch Qualität herleiten lassen. Das Berufsziel dieses geschlossenen Zirkels scheint fast stereotyp: Unternehmensberatung oder Investmentbanking.

Der Elitebegriff als Leistungselite, als eine tatsächliche Auswahl der Besten, entpuppt sich während Friedrichs' Nachforschungen überwiegend als Mythos, denn Macht (und vor allem Macht über andere) haben heute nicht unbedingt die Fähigsten, sondern vor allem die Zahlungsfähigsten. Und um zu denen zu gehören, findet in bestimmten Kreisen ein regelrechter »Klassenkampf von oben« statt, bei dem nur zählt, ob der Rubel rollt. Damit der vor allem in Zukunft besser rollt, wird in einigen Familien schon die Wahl des Kindergartens zur strategischen Karriereentscheidung für den eigenen Nachwuchs. Ob in einer Welt, in der Menschen, die weniger als 70 Stunden die Woche arbeiten als »Minderleister« bezeichnet werden, in der 20jährige Eliteanwärter Talkshowauftritte trainieren und in der Teenager

Karriereberatungen besuchen, tatsächlich die Qualifikationen erworben werden, die später Deutschland und die Welt retten sollen, darf natürlich bezweifelt werden, zumal die karrierefokussierte »Lebenslaufoptimierung« manchmal doch eher einer »Lebenslaufpervertierung« zu ähneln scheint.

So komplex die Zukunftsplanungen der Frühkarrieristen erscheinen, so trivial ist die Dialektik der Elitisierung gestrickt. Immer wieder bekommt Friedrichs bei ihren Gesprächen die Geschichte vom *Survival of the fittest* erzählt: vom Kampf ums Dasein, von Gewinnern und Verlieren, Erfolgcreichen und Gescheiterten, Leistungsbereiten und Faulen, Fähigen und Unfähigen, Gebildeten und Blöden – verbunden mit der rhetorischen Figur, den Besten müsse das Beste zur Verfügung stehen, viel zu lange schon hätte man in Deutschland nur auf Gleichmacherei und falsche Solidarität gesetzt, die Gewinner müssten für die Verlierer Verantwortung übernehmen, die Elite müsse endlich das Ruder rumreißen, usw. Mögen einige dieser Argumente vielleicht auf unzweifelhafte Unzulänglichkeiten, z. B. im Bildungswesen, hinweisen, so liefern sie doch keineswegs eine Lösung derselben, sondern verkehren sich im Sozialen sogar zu anmaßender Bevormundung, unpassendem Interventionismus und dualistischer Spaltungspolemik.

Das vorliegende Buch berichtet also von einer Welt, die für ganz wenige selbstverständlich und für ganz viele unvorstellbar ist. Friedrichs' frische und freche Sprache, immer mit dem Hang zum feinen, situativen Humor, erzeugt ein heiteres Leseclima und schafft es, auch die sich teilweise wiederholenden Erfahrungen der »Bildungsreise« lebendig aufzuarbeiten. Inhaltlich vollzieht die Autorin regelmäßige Pendelbewegungen, denn die Berichte von den einzelnen Etappen ihres Trips starten jeweils in der eigenen Studenten-WG und enden in den Parallelwelten der selbsternannten Elite.

Neben den *lokalen* Pendelschlägen ziehen sich auch *mentale* Perspektivenwechsel durch das Buch, denn Friedrichs befindet sich nicht nur häufig im Dialog mit ihren Gesprächspartnern, sondern auch mit sich selbst. Man hat es also

weniger mit einer wissenschaftlichen Abfassung zu tun als mit einem gelungenen Report – einem spannenden Reisebericht, der in für die Meisten unbekannte Gefilde führt.

Fazit: Das Bekenntnis der Autorin, dass der Begriff *Elite* einem beinahe Leid tun könne, weil er aufgrund seiner unklaren Bezeichnung stets der Gefahr einer Instrumentalisierung ausgeliefert sei, ist verständlich. Wenn also jemand von Elite spricht, bleibt zu fragen: Was meinst Du damit eigentlich? Im seltensten Fall geht es dann um den autonomen Menschen, der Macht über sich hat, sondern meist um diejenigen, die Macht über andere vollstrecken wollen oder sollen.¹ Insofern ist der Elitebegriff jedoch ein spaltender, der gerade dem entgegensteht, was als die (Heraus-)Forderung der heutigen Zeit im Raum steht: die Entwicklung des eigenverantwortlichen, aus innerer Kraft und Einsicht heraus handelnden Menschen; die Entwicklung der im eigentlichen Wortsinne *selbstbestimmten* Elite.

Philip Kovće

1 Die Erlebnisse vom Auswahlseminar bei McKinsey finden sich auch detailliert im Bericht von Julia Friedrichs: *McKinsey und ich*, in: *Die Zeit*, Nr. 21/2006, S. 70.

2 Vgl. Philip Kovće: *Elite – Vergangenheit oder Zukunft? Gedankenexperiment zur Auferstehung eines verstaubten Begriffs*, in: *DIE DREI*, Nr. 3/2007, S. 65ff.

Der letzte Gottesbeweis!

ROBERT SPAEMANN: **Der letzte Gottesbeweis**, Pattloch Verlag, München 2007, 127 Seiten, 12,95 EUR.

Das Anliegen der (erst in neuerer Zeit) so genannten Gottesbeweise lag ursprünglich nicht darin, die Existenz Gottes im strengen Sinne zu beweisen, sondern zu zeigen: Was ohnehin gewiss ist, vermag sogar der bloße Vernunftgebrauch zu erlangen. In neuerer Zeit wird das anders gesehen. Vor etwa drei Jahren veröffentlichte Norbert Hoerster ein Buch mit dem Titel *Die Frage nach Gott*, in welchem er die verschiedenen Gottesbeweise (ontologisch, kosmologisch, theologisch ...) in allgemein verständlicher Form darlegte, diskutierte – und allesamt widerlegte.

Er kam zu dem Schluss, es gebe keine ausreichenden rationalen Gründe, an die Existenz Gottes zu glauben, ja vielmehr seien die »Theisten« neuerdings in der Beweispflicht.

Gegen Hoersters schwache und verstaubte Argumentation anzugehen, ist sicher nicht die Intention des bedeutenden Philosophen Robert Spaemann, aus den letzten Jahren vor allem bekannt durch feine Beiträge zur Bioethik-Diskussion. Und doch liest sich der Titel seines neuen, 2007 erschienenen Buches beinahe wie eine direkte Replik: *Der letzte Gottesbeweis*. Seine Folgerungen sind nichts weniger als abstrakt, vielmehr beginnt er (und bleibt im Grunde auch dabei) mit einer gründlichen Untersuchung, wer denn da eigentlich nach wem fragt. Seine Gedanken gründet er auf das Selbstverständnis bzw. das Wahrheitsverhältnis des Menschen. Erkenntnisfragen und vor allem Erkenntnisaussagen (auch negative!) sind nie voraussetzungslös – und so gestaltet sich der letzte Gottesbeweis eher indirekt, und das Fazit lautet: »Wenn wir ... uns selbst nicht mehr glauben, wer und was wir sind, ... wenn wir unsere Vernunft nur für ein evolutionäres Anpassungsprodukt halten, das mit Wahrheit nichts zu tun hat, und wenn uns die Selbstwidersprüchlichkeit dieser Behauptung nicht schreckt, dann können wir nicht erwarten, irgendetwas könne uns von der Existenz Gottes überzeugen.« Die Frage nach Gott – und darin liegt das Überraschende und Originelle von Spaemanns Ansatz – ist recht eigentlich die Frage nach dem Menschen. Auf den Punkt gebracht hat das schon vor Jahrzehnten Heinrich Böll, indem er meinte, der Mensch selber sei ein Gottesbeweis, und zwar »weil wir auf dieser Erde nicht zu Hause sind.«

Neben der nur 15 Seiten umfassenden kleinen Abhandlung Spaemanns findet sich in diesem sehr lohnenden und anregenden Band noch ein Beitrag des Regensburger Philosophen Rolf Schönberger, worin die bisherigen Gottesbeweise und auch dieser neue Ansatz systematisch charakterisiert und bewertet werden, und zwar dahingehend, was sie vermögen – und nicht vermögen.

Johannes Roth

Geraubte Antwort

JOCHEM KÖHLER: **Helmut James von Moltke. Geschichte einer Kindheit und Jugend.** Rowohlt Verlag, Reinbek 2008, 396 Seiten, 22,90 EUR.

Es gibt Autoren, für die sind ihre Bücher fast wie Kinder. Gemeint sind nicht solche, die zehn Bücher in zehn Jahren veröffentlichen. Sonder Menschen wie Jochen Köhler, der fünfundzwanzig Jahre an einer Biographie Helmut James von Moltkes gearbeitet hat. Einer Lebensbeschreibung, die es sich tragischerweise leistet, bereits 1933 zu enden. Zwölf Jahre vor Moltkes Hinrichtung als Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Immerhin darf der Leser den jungen Helmut James (Köhler nennt die Mitglieder der Familie Moltke zumeist beim Vornamen) durch sechsundzwanzig Lebensjahre begleiten. Und die Lektüre wird auf über dreihundert Seiten tatsächlich zu einem Begleiten. Der mit Berufsverbot belegte Kreuzberger Hauptschullehrer Köhler pflegte über Jahrzehnte hinweg einen engen Kontakt mit der Familie Moltke, sammelte Details und Anekdoten, besuchte das ehemalige Gut der Familie Moltke bei Kreisau in Schlesien. Er reiste auch in die USA, wo er im Hause Freya von Moltkes, der noch lebenden Frau des Widerstandskämpfers, das Familienarchiv sichtete. So bewahrte Köhler Eindrücke in seiner Erinnerung, die er dann zu lyrischen Zeilen verdichtete, was man in den pappigen Publikationen deutscher Akademiker häufig vermisst. Wunderbar sinnlich klingt das, wenn er das Gutsherrenleben auf Kreisau beschreibt, Zitate aus den Briefen von Helmut James' Mutter, Dorothy, einer britischen Südafrikanerin, in der Interpretation zu kräftigen Bildern erweitert. Schwierig wird dieser Zugang freilich, wenn der Autor mit seiner Auslegung recht selbstständig inhaltliche Lücken füllt. Moltkes Vater betrieb auch Demeter-Landbau, nachdem er Rudolf Steiner in Koberwitz gehört hatte. Köhler schildert dies dem Leser so: »Papi und Helmut James reiben zusammen aus Kuhhörnern ein oder zwei Säcke mit Hornspänen. Sie schwenken dann (einer anthroposophischen Vorschrift folgend)

Hornspäne in einer Dungbrühe in Eimern oder Tonnen, das Schwenken heißt »wirbeln«, nach links, nach rechts, es hat den Zweck das Süpplein mit kosmischen Energien aufzuladen ... Sie beladen am Abend einen kleinen Wagen mit Hornspan-Säcken, der gewirbelten Brühe und Eisenstücken (welche ebenfalls die kosmische Korrespondenzkraft der Erde entfalten sollen) und fahren sie auf ihr Versuchsfeld. Trifft hier jetzt das Mondlicht in einem bestimmten Einfallswinkel auf den Acker, bringt es seinerseits kosmische Wirkungsgesetze zum Flutschen ... damit später zum Beispiel Biokartoffeln loswachsen. Nach der Arbeit fahren sie nach Hause. Alles durchdiskutiert, Pferd, Männer und Wagen riechen nach Kuh, der Mond beleuchtet den kleineren rundlichen und den großen hageren Mann, das Pony klappert, und ein Käuzchen ruft.« (162) Ob Helmut James von Moltke seinem Vater in dieser Weise geholfen hat, ist nicht bekannt. Wir müssen dem Autor vertrauen; allerdings mit der gebotenen Wachsamkeit, die ein schwaches Lektorat erfordert. So finden sich neben diesen erfundenen Sequenzen auch einige inhaltliche Fehler. Die beiden Lektoren, Teresa Löwe-Bahners und Stephan Speicher, lassen es dem Autor durchgehen, Petrograd auch 1918 noch Petersburg zu nennen (140); Sinclair Lewis' Romanheld Elmer Gantry wird zum Elmar germanisiert (246), Woodrow Wilson (113) nach Harvard versetzt (dort hat er nie gelehrt, sondern in Princeton) und, was nun wirklich schwerer wiegt, der Vertrag von Trianon wird mit einem Satz revidiert: »... das ungarische Staatsgebiet wurde vergrößert.« (116) In Ungarn hätte dies 1919 Jubelstürme ausgelöst. Tatsächlich wurde das ungarische Staatsgebiet als Folge des verlorenen Weltkrieges massiv beschnitten. Solche Schnitzer sollten aber keinesfalls den großen Blick auf Köhlers Werk versperren. Moltkes Lebensgang interpretiert er als Schulung eines Politikers, der durch seine Biographie Menschen unterschiedlichster Herkunft verbinden konnte.

Angefangen von der freien Atmosphäre einer landadligen Großfamilie; dem anderen Blick der südafrikanischen Mutter auf das wahnhaft patriotische Deutschland des 1. Weltkrieges,

einem Vater, der sich den konservativen Erwartungen seiner Standesgenossen widersetzt, mit liberalen Gedanken umgeht, einer amerikanischen Kirche, der Christlichen Wissenschaft, angehört und sich eben auch einmal am Demeter-Landbau versucht. Letzteres liegt im Lichte seines auch anthroposophisch inspirierten Onkels Helmuth Johann von Moltke nahe, wird aber auch vom noch konservativeren Schatten des Feldmarschalls Helmuth Karl Bernhard von Moltke überlagert, der das Gut Kreisau 1867 von seinem Freund Bismarck als Dotationsaus dem gewonnenen Krieg Preußens gegen Österreich erhielt. Von diesem Markstein wäre eben auch ein ganz anderer Lebensweg vorstellbar gewesen, vergleichbar mit der eher geradlinigen Richtung eines Claus von Stauffenberg oder Konrad Adenauer. Dass Köhler uns in seinem Werk die außergewöhnliche Schicksalslinie Helmuth James von Moltkes zu erklären sucht, ist sein großes Verdienst. Denn Moltke verstand die hungernden Arbeiter von Waldburg wohl ebenso gut, wie er schon als Schüler am noblen Potsdamer Realgymnasium den Preußenprinzen Louis Ferdinand mit Eloquenz und Geistesgegenwart zu beeindrucken vermochte. Später scharte Moltke in Kreisau führende Gewerkschafter, Sozialdemokraten, Konservative, sogar Priester wie Alfred Delp, im Widerstand gegen Hitler um einen Tisch. So wächst beim Lesen eine letzte Frage: Was wäre geschehen, wenn dieser Moltke überlebt hätte? Moltke – statt Adenauer – als Bundeskanzler? Die Antwort haben uns die Nazis geraubt. Helmuth James von Moltke wurde am 23. Januar 1945 in Berlin-Plötzensee erhängt.

Matthias Fechner

Kreisgeometrie

HERBERT ZEITLER, DUSAN PAGON: **Kreisgeometrie – gestern und heute. Von der Anschauung zur Abstraktion.** Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2007, 195 Seiten, 39,90 EUR.

Kreisgeometrie in der Ebene ist eine anschauliche Angelegenheit, wenn auch teilweise knifflig. Sie kann in verschiedener Weise mit

tieferen Begriffen der Mathematik in Verbindung gebracht werden, wie mit den komplexen Zahlen, algebraischen Strukturen, endlichen Modellen etc. Das Buch beginnt ganz elementar und arbeitet sich in einem zunächst gemütlichen Tempo, dann steiler werdend, zwischendurch wieder das Erreichte genießend, zu immer abstrakteren Verhältnissen durch. Darin spiegelt sich auch ein Teil der Entwicklung der Mathematik des 19. Jahrhunderts in diejenige des 20. Jahrhunderts.

Im ersten Teil des Buches wird viel mit Zirkel und Lineal konstruiert, werden Sätze in klassischer Weise (die Anschauung nicht ausschließend) bewiesen, bis hin zur Theorie der Kreis- und Kugelspiegelungen (Inversionsgeometrie). Im zweiten Teil werden diese Themen analytisch-algebraisch bearbeitet, mit Koordinatensystemen und Gleichungen, zunächst mit reellen Zahlen und später mit komplexen Zahlen. Dann wird der anschauliche Bereich verlassen, und über »beliebigen« Zahlkörpern gearbeitet, genauer: die geometrischen Strukturen mit algebraischen Strukturen in Zusammenhang gebracht und die ersten auf der Grundlage der letzteren verallgemeinert. Dabei kommen auch endliche Geometrien und damit kombinatorische Fragen ins Spiel.

Im dritten Teil schließlich wird anhand der affinen Geometrie das axiomatische Denken geschult, das mit Axiomensystemen, Deduktionen und Modellen arbeitet. Dabei werden die Gödel-schen Sätze über die Unvollständigkeit bestimmter Axiomensysteme kurz diskutiert, leider ohne mit genügender Klarheit darauf aufmerksam zu machen, dass diese Sätze nur für in bestimmter Weise symbolisierte (das heißt in aufschreibbare formale Sprachen erster Stufe gekleidete) mathematische Begriffe gelten – eine dramatische Einschränkung der mathematischen Begriffsbildung, die keineswegs selbstverständlich ist.

Im vierten Teil werden die im dritten Teil eingebüten Begriffe auf die Kreis- oder Möbiusgeometrie übertragen und damit auf ein in noch in manchen Bereichen unerforschtes Gebiet aufmerksam gemacht.

Das Buch versucht, Freude an klassischen Fragen der Geometrie zu vermitteln und deren Potenti-

al für höhere mathematische Frage auszuloten. Es wendet sich an begabte Schüler, Studenten der Mathematik und Lehrer gleichermaßen. Es bringt einen Stoff wieder zum Bewusstsein, der vergessen zu werden droht und offenbart dessen ästhetische Qualität und zugleich mathematische Tiefe, mit vielen offenen Forschungsfragen.

Renatus Ziegler

Dualismus oder esoterisches Christentum?

ROLAND VAN VLIET: *Der Manichäismus. Geschichte und Zukunft einer frühchristlichen Kirche*, Verlag Urachhaus, Stuttgart 2007, 312 Seiten, 28 EUR.

Im 20. Jahrhundert wurde ein neuer Blick auf die Religion des Mani möglich. War die Forschung zum Manichäismus bis etwa 1900 vorwiegend geprägt durch apologetische Auseinandersetzungen früher Kirchenlehrer mit jener »Häresie« (führend durch Augustinus) und eine arabische Biographie aus dem 10. Jh., so wurde durch Funde früher Quellentexte im Tarimbecken (Turfan) und in Ägypten und die Entdeckung des »Kölner Mani-Kodex«, den unverhofft ein Kairoer Antiquar zum Verkauf anbot, in den letzten hundert Jahren eine neue Sicht auf den »Lichtapostel« Mani und seine Religion freigelegt.

Das Buch des Niederländer Roland van Vliet, das auf langjährigen Studien beruht, zeichnet sich schon dadurch aus, dass es als Gesamtdarstellung des Manichäismus, neben eingehender Reflexion der augustinischen Manichäismuskritik, den neueren Forschungsstand kenntnisreich zusammenfasst und interpretiert. Den Leser erwartet ein breites Panorama zur Religion des »Gesandten des Lichts«.

Nach kurzem Blick auf die Geschichte der Wiederentdeckung des Manichäismus »aus dem Sand«, eröffnet van Vliet den Zugang zur weit gefächerten Thematik in unvermutet ästhetischer Perspektive. Und das liegt nahe, da Mani nicht nur predigend durch die Länder der damaligen Welt zog (bis nach Indien) und eine Reihe von Schriften hinterließ, sondern

sich auch als außergewöhnlich begabter Maler einen Namen machte. Hier kommt es zum interessanten Vergleich der manichäischen Licht- und Finsternis-Spekulation mit Goethes Farbenlehre, die von den »Taten und Leiden des Lichts« spricht. Indem das Leben des Persers Mani (216-276) zur Zeit des sassaniden-Königs Shapur I. gezeichnet wird, treten auch Formen der frühen Organisation der manichäischen »Kirche« zutage.

In dem Kapitel »Das manichäische Prinzip der Liebe« will der Autor zeigen, dass Mani nicht, wie über lange Zeit nachgesagt, Vertreter eines radikalen Dualismus war, sondern dass er das ewige Lichtreich des »Vaters der Größe«, aus dem sämtliche Lichtpotenzen emanieren, als alles entscheidenden Quellort von Milde und Liebe im Kosmos ansah. Die Finsternis und das Böse würden nicht bekämpft und bestraft, sondern ihnen werde – ein urchristliches Prinzip – durch das Wirken der Gesandten des Lichts der Weg zur letztendlichen Wandlung hin zum Licht und zum Guten eröffnet. Hinsichtlich der manichäischen Christologie legt van Vliet die Betonung auf die Frage nach der Wirklichkeit des Erdenwandels Jesu Christi zur Zeitenwende: Sah Mani, im Sinne des gnostischen Doketismus, Christus in seiner Göttlichkeit nur als in einem menschengleichen Scheinleib manifestiert – oder war es eine reale Inkarnation des Göttlichen in der Menschlichkeit Jesu? Für den Autor löst sich das Rätsel – ähnlich wie für Rudolf Steiner – mit Blick auf die Jordantaufe, da Christus sich in den Menschen Jesus herabsenkte.

Geht es um die manichäische Eschatologie, also um das Thema der letzten Dinge, zieht van Vliet wichtige Schlussfolgerungen zur Problemstellung: Radikaler Dualismus oder nicht? In der Nachzeichnung des berühmten Streitgesprächs zwischen Augustinus und dem nordafrikanischen Manichäer-Bischof Faustus agiert der spätantike Kirchenlehrer als Personifikation kirchlichen, nicht-manichäischen Christentums schlechthin, was als starke Verkürzung erscheinen muss.

Aktualität und Zukunft des Manichäismus werden ausblickartig zum Abschluss der Arbeit be-

handelt. Die Hinweise auf Steiners Anthroposophie verdichten sich hier: mit ihr könne man auf eine künftige Kulmination der Religion des Lichtgesandten hinblicken.

Wichtigstes Anliegen Roland van Vliets ist, zu zeigen, dass das für eineinhalb Jahrtausende stehende Urteil über die Religion Manis – Licht und Finsternis stünden sich in ihr unversöhnlich und radikal dualistisch gegenüber – nicht zutreffend ist. So hat er eine Lesart des Manichäismus vor Augen, die nicht immer aus den Quellen belegt ist. Sie entspricht der im anthroposophischen Umfeld öfters begegnenden Auffassung vom geschichtlichen Manichäismus im Sinne des Wortes von Christian Morgenstern: »Liebt das Böse – gut!«

Die Argumentation van Vliets erscheint an mehreren Stellen nicht bündig, da seine Interpretation häufig (zu) weit über die Quellen hinaus geht. So zitiert er Mani selbst mit der Rede über das Leben »in diesem ekelhaften Fleisch« und seine Ausführungen über das Zurückbleiben des Finsteren und Bösen als »Bodensatz und Abfluss«, den es in den Abgrund zu werfen gelte – und hält seine allgemeine Behauptung, kein radikaler Dualismus liege vor, aufrecht, ohne den Widerspruch zwischen Behauptung und Zitat zu problematisieren. Es scheint eine Art stillschweigender Identifikation mit Mani vorzuliegen, die u. a. auch dazu führt, die goethesche Farbenlehre als einen »Manichäismus en miniature« umzudeuten. Während Goethe sich nicht für Licht oder Finsternis entscheidet, sondern für den »farbigen Abglanz«, an dem wir das Leben haben, versteht van Vliet die Farben der Blau-Seite negativ als der Finsternis verwandt, die der Gelb-Rot-Seite positiv als dem Licht verwandt. Eine zu geringe Distanz zum Gegenstand seiner Betrachtung hat zudem zur Folge, dass Selbstaussagen Manis in den Rang von feststehenden Tatsachen übernommen werden. So wird aus den Quellen gezeigt, dass in der manichäischen Gemeinde Mani, bzw. sein Licht-Zwilling, der Syzygos, als der Paraklet selbst, als der heilige Geist der christlichen Trinität gesehen wurde. Von nun an spricht van Vliet – ohne nähere Diskussion – wiederholt von dem »Parakleten Mani«. Die an sich sehr auf-

schlussreiche und lehrreiche Lektüre des Buches wird durch derartige Verwischungen der Grenze zwischen belegendem Material und Interpretation, die sich teils auch stilistisch ausdrücken, nicht überall nachvollziehbar.

Eine eingehende Untersuchung könnte womöglich zeigen, dass Roland van Vliet bei der Darstellung des Manichäismus von einem hohen Ideal geleitet wird. Da er selbst positiv auf Steiner rekuriert, mag erlaubt sein, die Arbeit von der Anthroposophie her zu befragen. Worin könnte begründet sein, dass van Vliet den Dualismus Manis nicht zugibt? Rudolf Steiner hat einen künftigen Manichäismus vor Augen, der das christliche Prinzip der Wandlung zum Guten – durch Liebe – ganz verinnerlicht haben wird. Steiner blickt auf einen zuerst »manichäischen« Parzival, der den inneren Schritt von der Lilie (die das Böse außen halten will) zur Rose (die die ganze irdische Wirklichkeit in sich aufzunehmen bereit ist) vollzieht und dadurch seine Berufung zum Gral rechtfertigt. Sieht Roland van Vliet den früheren Mani vielleicht durchgängig im Lichte des späteren, zum Gral gereiften Parzival? Notwendige Zwischenschritte wären zu ergänzen.

Klaus J. Bracker

Kleinanzeigen

Bad Liebenzell/OT Unterlengenhardt: Kl. Eigent. Whg. (1 Zi./gr. Wohnk./Bad/Flur/Terr./Keller/Bodenr.) in 3-Fam.Hs., kl. Hausgarten, sehr frdl. Umgeb., anthr. Nachbarn, anthr. Zentr. Paracelsuskl./Whg. sanierter, Erstbez. f. Single, Ferienzw. o. Pendler n. Stuttg. Preis 29.000 €. u. nach VB v. priv. ohn. Court.

30.7.-17.8.09 – Kraftort Baikalsee: Reise
mit sehr persönlichen Begegnungen in Kultur, Religion (Altläubige, Buddhismus, Schamanismus), Ökologie. – Irkutsk, Insel Olchon, Bargusintal, Ulan Ude. 2440 EUR. Bettina Woiwode, Tel. 0761-475311, woiwode@gmx.de